

Aus der Endlosschleife

Dem Komponisten Philip Glass zum 70. Geburtstag

Wenn an diesem Mittwoch in Bowling Green, Kentucky, unter dem Titel „Happy 70th Philip!“ ein großes Geburtstagsfest für Philip Glass gefeiert wird, dann ist das keine Ehrung für einen Künstler, dem sonst keine Ehrungen zuteil würden. Zu den größten Ehren eines zeitgenössischen Komponisten gehört, dass seine Werke gespielt, dass seine Platten gekauft und seine Arbeit Eingang in breitere Kontexte als die der Neuen Musik finden. Von Philip Glass lässt sich das wohl sagen. Etwa 50 Konzerte und Aufführungen weltweit verzeichnet der Glass-Kalender allein für die vier Wochen rund um seinen Geburtstag. Landauf landab werden die Opern gespielt, die Glass in fast beängstigender Frequenz produziert, ebenso aber die Konzerte und Symphonien, die Kammermusik und die Chorwerke, die in ihrer Quantität eines der beeindruckendsten Œuvres der modernen Musik darstellen, in ihrer Qualität dagegen weithin umstritten bleiben.

Früh machte sich der junge Glass mit der klassischen Moderne vertraut, beschäftigte sich, noch während er in Chicago Mathematik und Philosophie studierte, mit Ives und Webern. Entscheidend für die weitere Entwicklung waren die Jahre bei der berühmten Pädagogin Nadia Boulanger in Paris, zum einen, weil Glass durch sie den Kosmos der europäischen Moderne kennen lernte, zum anderen aber, weil er hier auf einen amerikanischen Filmregisseur stieß, der ihn beauftragte, die Ragas von Ravi Shankar in westliche Notation zu übertragen. Die Begegnung mit indischer Musik führte dazu, dass Glass in Afrika und Indien musikalische Feldforschung betrieb und die dort studierten Formen fortan in seine eigenen Kompositionen integrierte. Als „Minimalist“ wollte Glass nur ungern verstanden werden, selbst wenn Parallelen zu Kollegen wie Steve Reich, Terry Riley oder LaMonte Young auf der Hand liegen – wobei er deren rhythmisch fundierter Minimalismus einen stärker melodisch basierten Ansatz und ein Bekenntnis zum Wohlklang entgegensetzte.

Einen frühen Höhepunkt erreichte Glass' Arbeit mit der Oper „Einstein on the Beach“ (1976), die zugleich den Beginn einer lange währenden Zusammenarbeit mit Robert Wilson darstellte. Die Kooperation mit Wilson setzte sich mit „Civil Wars“ (1984), „White Raven“ (1991) und einer Reihe weiterer Opern fort, die nicht mehr die musikalische und dramaturgische Kohärenz ihrer ersten Arbeit besaßen, gleichwohl aber von Olympia- und Expo-Kulturprogramm-machern gern kommissioniert wurden – denn wie Wilson ist Glass ein Superstar geworden, dessen Rang man schon länger nicht mehr an den einzelnen Werken misst, sondern eher an der Marke, die er etabliert hat. Längst ist das kompositorische Werk des Mannes aus Baltimore unüberschaubar geworden. Beinahe jedes Jahr entsteht eine neue Oper und daneben finden sich Orchesterwerke in rei-

ANZEIGE

Allianz Lectures Reden über Europa

Pierre Nora, Historiker, Paris; Gesine Schwan, Politikwissenschaftlerin, Frankfurt/Oder; Robert Traba, Historiker, Warschau-Berlin

Das geteilte Gedächtnis – Europäische Erinnerungskulturen



Am Sonntag, 4. Februar, Residenz Theater München, Beginn 11 Uhr, Karten (7,- und erm. 4,- Euro zzgl. Vorverkaufsgebühr) bei SZ-Ticket oder über tickets@st-schauspiel.bayern.de oder Telefon 089-21 85 19 40, und am Sonntag ab 10 Uhr an der Theaterkasse

Eine Veranstaltung von Allianz Kulturstiftung, Süddeutsche Zeitung und Bayerisches Staatsschauspiel

cher Zahl, von denen das Konzert für Violine und Orchester in Gidon Kremer's Einspielung ein Welterfolg geworden ist.

Als Filmkomponist hat Glass die Reichweite seiner Musik noch einmal entscheidend gesteigert. Eindrücklich geblieben ist insbesondere der Soundtrack zu Godfrey Reggios zivilisationskritischem Zeitraffer-Epos „Koyaanisqatsi“ (1983). Es folgten Filmkompositionen unter anderem zu Paul Schraders „Mishima“, Errol Morris' „The Fog of War“, Martin Scorseses „Kundun“, Peter Weirs „The Truman Show“ und schließlich eine Oscar-Nominierung für die Musik zu Stephen Daldrys „The Hours“. Sogenannte „Hybrids“ kommen hinzu, wie die zahlreichen Tanz- und Theatermusiken und nicht zuletzt die Kooperationen mit Popmusikern wie auf dem Album „Songs from Liquid Days“ (1986), zu dem David Byrne, Laurie Anderson und Suzanne Vega Texte beigesteuert haben.

Nicht nur am Minimalismus vermag der Hörer die Glass-Musik zu erkennen, sondern auch an einer gewissen und keinesfalls unbeabsichtigten Gefälligkeit, an einer melodischen Schönheit, und schließlich an einem Hang zum Atmosphärischen, zum Teppichhaften – vielleicht auch zu einer höheren Form von Hintergrundmusik. Oder, anders gesagt: Zu einer Art des musikalischen Erzeugens neuer Musik hat sich Philip Glass früh in ein Land begeben, das die von dort bekannten Wartafeln und Gebote ignoriert; und in diesem Land hat er sich seither mit ständig wachsendem Erfolg eingerichtet. Nun wird der ewig jugendlich wirkende Glass siebzig Jahre alt, doch seines Schaffens wird so bald kein Ende sein. CHRISTOPH BARTMANN

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München

Eine Dienstleistung des SZ-Archivs

FEUILLETON



Der chinesische Einfluss verdrängt den Traum von Amerika – früher nannten sich Ladengeschäfte im Senegal noch New York oder Amerique.

Foto: AFP

„Sie nehmen, was sie kriegen können“

Der senegalesische Autor Adama Gaye über die Rekolonisierung Afrikas durch China

Der chinesische Einfluss auf dem afrikanischen Kontinent wächst. Seit dem chinesisch-afrikanischen Gipfeltreffen im November letzten Jahres wurde aus dem Wirtschaftstrend offiziell Politik. Am gestrigen Dienstag begab sich der chinesische Präsident Hu Jintao in Begleitung von mehreren Ministern auf eine Reise durch acht afrikanische Staaten. Der senegalesische Autor und Journalist Adama Gaye hat ein Buch zum Thema geschrieben, das unter dem Titel „Le dragon at l'autruche“ (Der Drache und der Strauß) gerade in Frankreich erschienen ist.

SZ: Herr Gaye, in Ihrem Buch analysieren Sie die Auswirkungen des chinesischen Einflusses auf Afrika. Ist der positiv?

Gaye: Die Volksrepublik China ist derzeit dabei, Afrika ökonomisch zu erobern. Afrika dient China dabei nicht nur als Rohstofflager, als Investitionsstandort und Absatzmarkt, sondern auch als außenpolitisches Übungsfeld auf dem Weg zur Supermacht. Ich betrachte den wachsenden Einfluss Chinas als eine Art von Rekolonisierung. Und das mit Sorge. Afrika ist dabei, seine mühsam errungene Souveränität zu verlieren. Gleichzeitig schwindet der positive Einfluss des Westens auf dem Kontinent, wie beispielsweise die Forderungen nach demokratischen Prinzipien und dem Erhalt oder der Etablierung von Menschenrechten.

SZ: Spürt man den neuen Einfluss in Afrika schon?

Gaye: Ja. Sogar im Alltag. Die chinesische Zuwanderung nach Afrika hat sich in den letzten Jahren dramatisch verstärkt. Mehr als eine halbe Million Chinesen sind in den letzten Jahren nach Afrika gekommen. Millionen von Chinesen warten inzwischen auf die Gelegenheit,

ihren afrikanischen Traum in die Tat umzusetzen. Die Veränderungen sind inzwischen unübersehbar. In der Hauptstadt meiner Heimat Senegal, in Dakar, wird der Straßenverkauf inzwischen von chinesischen Familien dominiert. Genauso der Lebensmittelhandel.

SZ: Gibt es in Afrika gegen diese Entwicklung Widerstand?

Gaye: Die politische Klasse Afrikas empfängt die Chinesen mit offenen Armen. Denn anders als die Kredite westlicher Geberländer, sind die chinesischen Finanzspritzen und Investitionen nicht an politische Konditionen wie beispielsweise Demokratie, Transparenz und die Einhaltung von Menschenrechten geknüpft. Für Politiker wie Robert Mugabe in Simbabwe oder Regimes wie im Sudan kommt das sehr gelegen. Es festigt deren Strukturen und unterdrückt gleichzeitig unbequeme Kritik an der jeweiligen Menschenrechtspolitik, um die es in China selbst ja auch nicht allzu gut bestellt ist. Das gilt übrigens nicht nur für die Politiker Afrikas. Auch die Menschen auf der Straße haben sich in Afrika vom demokratischen Modell verabschiedet und sehen im Aufstieg Chinas eine Alternative zum demokratischen Westen, weil sie hoffen, ein ähnliches Wirtschaftswunder zu erleben, wie derzeit China.

SZ: Schlägt sich das nicht auch schon im Straßenbild nieder? Träumte man früher noch von Amerika und nannte seinen Laden zum Beispiel Magasin New York oder Coiffeur Americain, sieht man jetzt immer öfter Anspielungen auf China. Versucht China, diese Rekolonisierung auch kulturell zu festigen, so wie es die alten Kolonialmächte praktizierten und es die Wirtschaftsmacht USA tut?

Gaye: Da ist China nicht besonders aktiv in Afrika. Vorerst jedenfalls. Aber Chinesen organisieren schon jetzt Aus-

stellungen und üben Einfluss auf die hiesige Kunstszene aus. Chinesische Filme und Seifenopern sind bisher auch nicht besonders populär in Afrika. Vor allem nicht im Vergleich zu brasilianischen Telenovelas. Allerdings sollte man daran denken, dass Afrika sehr schnell kulturelle Importe von außerhalb absorbieren und integrieren kann. Man sollte zum Beispiel nicht vergessen, welche Anziehungskraft Karatefilme aus Asien auf die Jugend des Kontinents in der Vergangenheit ausgeübt haben. Oder man denke an den gewaltigen Erfolg von Bollywoodfilmen.

SZ: Gibt es denn chinesische Investitionen in afrikanische Kultur, zum Beispiel in die nigerianische Filmindustrie von „Nollywood“, die immerhin die drittgrößte der Welt ist?

Gaye: Die Chinesen sind bislang eher beim Kopieren und dem Verkauf von CDs und DVDs präsent. Da sind asiatische Experten am Werk. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass chinesische Investoren wissen, wie lukrativ diese Filmindustrie ist. Dafür spricht schon die Größe dieses Kontinents, der bis vor kurzem kaum über anständige Kinos verfügte – und jetzt entsprechenden Nachholbedarf hat. Die Chinesen unterschätzen auch nicht die wichtige Rolle der nigerianischen Filme. Beim nächsten Festival des Afrikanischen Films in der Hauptstadt von Burkina Faso, Ouagadougou, kann man sicherlich einen Eindruck gewinnen, welche Pläne China für die afrikanische Filmindustrie hat.

SZ: Chinesische Textilien dominieren den afrikanischen Markt. Ändert das auch die Mode?

Gaye: Man kann nicht behaupten, dass die afrikanische Mode von chinesischen Einflüssen durchsetzt ist. In den Städten sind derzeit eher die lokalen Traditionen

auf dem Vormarsch, das ist auch beim Bekleidungsstil der Afrikaner zu beobachten. Aber China kann sich ökonomisch sehr schnell an neue Bedingungen anpassen. In der lokalen Musikszene ist diese Tendenz schon länger zu beobachten. Es würde mich auch nicht überraschen, wenn Chinas Einfluss auf die afrikanische Mode zunimmt, weil der Marktanteil von Designern, die in China billiger produzieren, wächst.

SZ: Integrieren sich die chinesischen Einwanderer in die afrikanische Gesellschaft?

Gaye: Nein. Die Chinesen entwickeln in Afrika so etwas wie eine Kultur der Apartheid. Man bleibt unter sich und vermeidet so weit wie möglich Kontakte zur einheimischen Bevölkerung. In einigen Städten, beispielsweise in Dakar oder Luanda, gibt es Viertel die sich langsam zu Chinatowns entwickeln. Diese Chinesen nehmen nur Kontakt zu Afrikanern auf, wenn diese als Verkäufer für chinesische Produkte arbeiten, chinesische Waren kaufen oder einheimische Güter verkaufen. Die wenigen Kontakte bestehen dann meist aus Verkaufsgesprächen, bei denen chinesische Händler in gebrochener Landessprache mit ihren Kunden reden. Auch sonst gibt es kaum Kontakte. Chinesen heiraten zum Beispiel keine Afrikaner. Sie zeigen einfach kein besonders großes Interesse an der Kultur und der Lebensweise der Afrikaner. Sie schoten sich ab und suchen keinen Austausch. Chinesische Geschäftsleute lassen sich auch nicht in ihre Karten schauen – als hätten sie etwas zu verbergen. Die Chinesen benehmen sich nicht so, als wollten sie sich in Afrika und für die Afrikaner engagieren. Im Gegenteil: Sie sind gekommen, um mitzunehmen, was sie kriegen können. So viel wie möglich.

Interview: Ramon Schack

Pollock-Bilder gefälscht

Untersuchung: Vermeintliche Meisterwerke posthum entstanden

Erstaunlich viele Medien feierten den Fund, der im Mai 2005 aus New York gemeldet wurde, als Sensation. Sie saßen einer offenbar von langer Hand geplanten Betrugsgeschichte auf, wie jetzt naturwissenschaftliche Untersuchungen ergeben haben. Damals erzählte der Filmautor Alex Matter, er habe im Nachlass seines Vaters, des Fotografen und Graphikdesigners Herbert Matter, neben Werken von Philip Guston und Willem de Kooning auch 32 unbekannte Gemälde von Jackson Pollock gefunden: 22 der typischen Drip-Paintings und zehn Emailbilder und Studien.

Schon 1958 habe sein Vater die Werke in einer Spedition in Wainscott/East Hampton eingelagert. Eine schriftliche Notiz bei den Paketen enthalte den Hinweis, dass Pollock die Werke zwischen 1946 und 1949 gemalt habe. In jenen drei Jahren hatte Herbert Matter dem Künstler seine Wohnung und sein Atelier in Manhattan geliehen. „Vermutlich“, erklärte der damals 63-jährige Alex Matter, „hat Jackson Pollock die Bilder dort zurückgelassen.“

Skeptiker gab es schon damals. Die Pollock-Krasner-Foundation zweifelte ihre Echtheit ebenso an wie Eugene V. Thaw, Co-Autor des Pollock-Werkverzeichnis (SZ vom 17. Mai 2005). Das hielt den New Yorker Galeristen Mark Borghi nicht davon ab, für 2006, zum 50. Todestag des Künstlers, eine Ausstellung mit dem Titel „Pollock Matters“ anzukündigen. Kronzeugin für die vermeintliche Echtheit der erstaunlich akkurat und sauber getropften Bilder: Ellen G. Landau, Autorin eines Buches über Pollock und des Werkverzeichnis seiner Frau Lee Krasner. Die Kunstgeschichte-Professorin Landau setzte sich eifertig für das Konvolut ein. Dafür erhielt sie postwendend den Auftrag, für Matter und Borghi eine Ausstellung und eine Publikation über die Bilder vorzubereiten. Darauf wartet die Fachwelt bis heute.

Schon 14 Jahre tot

Landau muss nun mit der Blamage fertigwerden, dass unabhängige Wissenschaftler die 32 Matter-Bilder für Fälschungen halten. 15 Monate lang nahmen sich acht Experten in den Restaurierungsateliers der Harvard Art Museen in Cambridge, Massachusetts, Zeit, um drei der 32 Arbeiten zu untersuchen. Sie konzentrierten sich auf Pigmente und Bindemittel. Das Ergebnis, dass sie in der Nacht zum gestrigen Dienstag veröffentlichten, lässt kaum Raum für Zweifel. Untersuchungen mit Hilfe der Radiocarbonmethode ergaben zwar, dass das Trägermaterial von mindestens zwei der Bilder vor 1955 hergestellt wurde.

Doch „das Team hat rote Farbe gefunden, die erst seit einigen Jahrzehnten vermarktet wird. Das Bild MBJP14 enthielt ein Pigment in der orangen Farbe, die nicht vor 1971 erhältlich war. Die braune Farbe, die auf Bild MBJP29 gefunden wurde, wurde in den frühen 1980ern entwickelt und kam 1986 auf den Markt.“ Ähnliche Erkenntnisse gibt es zu den Bindemitteln, mit denen etwa das Silberpigment eines Bildes malträtiert gemacht wurde: „Aller Wahrscheinlichkeit nach war es nicht kommerziell erhältlich bis 1970“. Zu diesem Zeitpunkt war Jackson Pollock bereits 14 Jahre tot.

Matter und Borghi erklärten nach Veröffentlichung des Gutachtens, die Verwendung von Firnis habe möglicherweise die Farbe kontaminiert: „Außerdem hat die Echtheitsuntersuchung von Kunst immer noch mehr mit Kunst als mit Wissenschaft zu tun.“ Bevor die US-Strafverfolgungsbehörden entscheiden, ob sie nun wegen versuchten Betrugs und Urkundenfälschung ermitteln, haben sie eine sorgfältige Prüfung des Harvard Gutachtens angekündigt.

STEFAN KOLDEHOFF

NACHRICHTEN

Der Dirigent und Komponist **Peter Eötvös erhält den mit 15 000 Euro dotierten Frankfurter Musikpreis 2007**. Eötvös werde als ein Künstler ausgezeichnet, der sich der **Wahrnehmung Neuer Musik** und der **Förderung künstlerischen Nachwuchses** verschrieben habe, hieß es in der Begründung. Der 63-jährige Eötvös, der als Dirigent fast alle großen europäischen Orchester leitete, machte sich auch als Komponist sowie als Pädagoge an den Musikhochschulen in Köln und Karlsruhe einen Namen.

Claus Peymann steht zu seinem Angebot, den verurteilten **RAF-Terroristen Christian Klar als Praktikanten** der Bühnentechnik am **Berliner Ensemble** zu engagieren. Das sagte eine Sprecherin des Theaters. Ob die im Frühjahr 2005 geäußerte Offerte jetzt wieder aktuell werden könne, hänge „von der Entwicklung ab“. Hinter seinem Praktikumsangebot stehe der **Gedanke der Resozialisierung**, hatte Peymann seinerzeit betont. Das Angebot habe er auf Initiative einiger Künstler sowie mit Zustimmung des Betriebsrates unterbreitet. Bereits 1977 erregte Peymann Aufsehen, als er – damals Schauspielregisseur in Stuttgart – einen Spendenaufruf für die zahnärztliche Behandlung von inhaftierten RAF-Mitgliedern im Theater aushängen ließ.

Der französische Philosoph **Philippe Lacoue-Labarthe** ist im Alter von 66 Jahren in Paris gestorben. Gemeinsam mit Jacques Derrida hatte er in dem Buch „La fiction du politique“ an einer Debatte über Heideggers Beziehungen zum Naziregime teilgenommen. SZ

Unsere liebe Frau von den Röhren

Museums-Tanker mit Schlagseite: Vor 30 Jahren wurde das Pariser Centre Pompidou eröffnet

das „Institut de recherche et coordination acoustique/musique“ (Ircam).

Die zwei Hauptattraktionen des „Pompidou“, seine Wechselausstellungen und die haus eigene Sammlung, sind gleichzeitig seine Achillesferse. In den letzten Jahren fiel es den Verantwortlichen zusehends schwerer, den Erwartungen ihrer Vorgänger zu genügen. Ausstellungen wie „Paris – New York“ (1977), „Paris – Berlin“ (1978), „Dali“ (1980), „Matisse“ (1993) oder zuletzt „La Révolution surréaliste“ (2002), die den weltweiten Ruf des „Pompidou“ begründeten und festigten, hat es in den vergangenen Jahren nicht mehr gegeben. Versuche, an diese Erfolge anzuknüpfen, gingen schief, wie exemplarisch die große „Dada“-Ausstellung von 2005 zeigte, die an der in viel zu kleinen Räumen ausgestellten schieren Materialfülle Schaden nahm. Die zunehmende Musealisierung ist Gift für eine Institution, die von der Dynamik lebt.

Dass das „Pompidou“ an Ausstrahlung eingebüßt hat, ist aber nicht nur schwindendem Einfallsreichtum der Kuratoren und Macher anzulasten, sondern auch eine Ursache wachsender Museumskonkurrenz. Nachteilig wirkt sich schließlich auch aus, dass Paris als Metropole und Markt einer lebendigen zeitge-

nössischen Kunst weit hinter New York oder London zurückgefallen ist.

So kann es nicht überraschen, dass auch für das Jubiläumsjahr nur „business as usual“ geplant ist: für das Frühjahr eine Samuel Beckett gewidmete Ausstellung sowie die Schau „Airs de Paris“; im Sommer wird das Werk von Annette Messager gezeigt, im Herbst gibt es eine Giacometti-Retrospektive. Außerdem soll nach zweijährigen Umbau- und Restaurierungsarbeiten auch wieder die ständige Sammlung des „Musée national d'Art moderne“ dem Publikum zugänglich sein.

Ärmere Geschwister

Diese Ankündigung von Bruno Racine, des Präsidenten des „Pompidou“, vermittelt eine erste Ahnung davon, wie die beiden Sammlungs-Stockwerke bespielt werden. Das alte und geradezu muster-gültige Arrangement der bedeutendsten Kunstwerke des Museums, das Werner Spies entwickelt hatte, wurde von dessen Nachfolger Alfred Pacquement 2001 gründlich, aber keineswegs vorteilhaft umgestaltet.

In der Schausammlung des „Pompidou“ werden nur rund 1500 bis 2000 Spit-



Mammut aus Glas und Stahl: das Centre Pompidou

Foto: AFP